

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 12

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

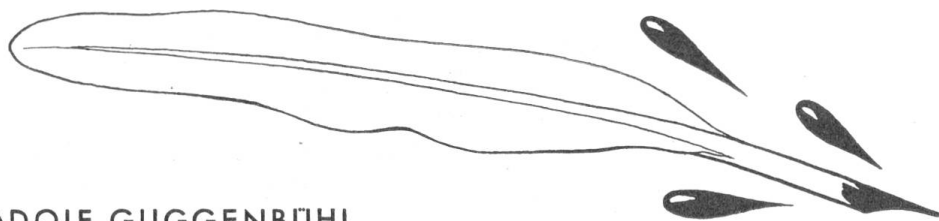
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Der unvernünftige Souverän

In den Nachrufen für den Zürcher Stadtpräsidenten Adolf Lüchinger wurde in verschiedenen Zeitungen darauf hingewiesen, daß der Herzschlag, der den Magistraten so vorzeitig hinwegraffte, sehr wahrscheinlich eine Folge von Überanstrengung gewesen sei. Diese Überanstrengung aber entstand nicht durch die Last der gewöhnlichen Verwaltungsarbeit, sondern durch die außerordentlichen Repräsentationspflichten, die eine solche Stellung mit sich bringt. Wir sollten deshalb aus diesem tragischen Fall eine Lehre ziehen.

Der Mann auf der Straße, für den ein Geburtstagessen oder eine Reise mit dem Männerchor nach Lyon eine willkommene Abwechslung bedeutet, ist sich zuwenig klar darüber, daß auch Bankette eine Schwerarbeit im wahrsten Sinne des Wortes darstellen.

Pflicht und Vergnügen liegen auf verschiedenen Ebenen. Nach Lust und Laune gelegentlich einen Roman zu lesen, bedeutet Entspannung. Das Lesen von Hunderten von Romanen und Manuskripten, wie es zur Berufsarbeit des Verlegers und Redaktors gehört, ist harte Arbeit. Genau so verhält es sich mit Banketten und Empfängen.

Als ich mich bei einem Engländer, der im Gefolge des Lord-Mayors aus London zur Landesausstellung in die Schweiz kam, erkundigte, warum eigentlich der Londoner Stadtpräsident jedes Jahr wechsele, erhielt ich die einleuchtende Erklärung: «Aus Menschenfreundlichkeit; ein paar Jahre solchen Lebens würden den stärksten Mann ins Grab bringen.»

Was den Mitgliedern unserer städtischen und kantonalen Exekutiven und auch zum Teil den Bundesräten an repräsentativen Pflichten auferlegt wird, spottet jeder Beschreibung. Jeder Kaninchenzüchterverein erwartet, daß bei seiner Jubiläumsfeier ein Stadtrat oder Regierungsrat «Gruß und Handschlag der Behörden» überbringt. Absagen werden sehr übel aufgenommen und zeigen bei den Wahlen unerfreuliche Auswirkungen.

Dabei erwartet der Souverän wenn möglich noch, daß die gleichen geplagten Funktionäre, die oft zwei- bis dreimal in der Woche durch den Repräsentations-Leerlauf erst nach Mitternacht zum Schlafen kommen, punkt 8 Uhr auf dem Büro seien, «um dem Personal ein gutes Beispiel zu geben».

Natürlich gibt es Kraftnaturen, die alle diese Strapazen aushalten. Viele aber, und dazu gehören gerade die Sensiblen und Gewissenhaften, werden durch diese unsinnige Tradition in ihrer Gesundheit geschädigt oder zum mindesten in ihrer Arbeitskraft beeinträchtigt.

Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich

«In Indien finden wir eine Blüte unsterblicher Werke — die vedischen Bücher, die Upanischaden, die Bhagavad-gîtà — welche, in Europa immer besser bekannt, heute auch unserm geistigen Erbgut angehören.»

Aus einer Begrüßungsansprache von Bundespräsident Nobs, anlässlich des Besuches des indischen Premierministers Nehru.

Wie wäre wohl das Ergebnis, wenn man sämtliche Bundesräte einzeln für zwei Stunden in ein Zimmer einschließen und ihnen die Aufgabe stellen würde, einen Aufsatz zu schreiben über das Thema: *«Was mir die Bhagavad-gîtà bedeuten»?* Wir würden die Aufsätze nachher gern im «Schweizer Spiegel» abdrucken.

Der Götze Verkehr

Menschenwürde ist wertlos, wenn sie ein abstraktes Gut bleibt. Es genügt nicht, daß sie in der Verfassung garantiert und als schönes Wort in Festreden zitiert wird. Sie ist nur da vorhanden, wo sie auch im Alltag anerkannt wird. Sie muß auch dann respektiert werden, wenn sie unbequem ist. Wenn man sie grundsätzlich hochhält, aber in jedem einzelnen Fall opfert, wird sie zum Phantom.

Wir empören uns mit Recht darüber, daß in den totalitären Staaten immer dort, wo die Staatsraison im Spiele ist, über die Freiheit und Würde des Menschen rücksichtslos hinweggeschritten wird. Bei uns aber heißen die Mächte, denen wir jedes Opfer bringen, Wirtschaft und Technik.

Typisch ist in dieser Beziehung unsere Einstellung zum Götzen Verkehr.

Bereits ist es so weit, daß in den meisten Städten infolge der Einführung der neuen Großraumwagen ältere Leute das Tram nicht mehr benützen können. Niemand ist da, um ihnen beim Einsteigen zu helfen, denn der Kondukteur thront wie ein Roboter auf seinem Stühlchen, von wo er den Fahrgastfluß regelt. Es ist auch nicht mehr möglich, den gebrechlichen Alten sofort einen Platz anzubieten. Sie sind wie die andern Teile des Fahrgastflusses, und es dauert bei starkem Verkehr längere Zeit, bis sie überhaupt ins Innere des Wagens geschleust sind.

Die Eingänge der Großraumwagen sind auch zu klein, um Kinderwagen durchzulassen. Frauen mit Kinderwagen sind deshalb von der Benützung der Straßenbahn ausgeschlossen.

Trotzdem wird diesen unmenschlichen Monstren von den Behörden zugejubelt, und sie breiten sich in unseren Städten aus wie eine Seuche.

Gewiß stellen die Großraumwagen einen technischen Fortschritt dar. Gewiß sind sie wirtschaftlicher als die altmodigen Tram. Aber dieser «Fortschritt» ist zu teuer erkaufte. Eine Zivilisation, die auf Kinder und Greise keine Rücksicht nimmt, ist barbarisch und in ihren letzten Konsequenzen, wie wir während des letzten Krieges in Deutschland sahen, nihilistisch. Viele der nationalsozialistischen Maßnahmen, die bei uns mit Recht so furchtbare Empörung erweckten, waren rein wirtschaftlich betrachtet, durchaus in Ordnung. Nicht in Ordnung war aber, daß wirtschaftlichen und organisatorischen Erwägungen zuliebe die Freiheit und Menschenwürde mit Füßen getreten wurde.

Auch der Straßenverkehr ist bei uns nicht so geregelt, wie es sich in einer Demokratie gehört. Jedem Ausländer und jedem Schweizer, der aus dem Ausland zurückkehrt, fällt auf, daß hier etwas nicht stimmt. In unseren größeren Städten können an vielen Punkten alte, gebrechliche

Leute und Frauen mit Kindern die Straße nur noch unter Lebensgefahr überqueren.

Stellen Sie sich einmal in Zürich vormittags 11 Uhr beim Uhrengeschäft Türlar auf, und beobachten Sie, wie die Passanten versuchen, vom Trottoir zum Tram-Perron zu gelangen! In ununterbrochener Folge strömen von zwei Einmündungen her die Autos. Da sieht man ältere Ehepaare fünf, zehn Minuten warten. Endlich fassen sie Mut, machen einige Schritte, um nachher wieder erschreckt auf das Trottoir zurückzuspringen.

Wie erklären sich diese unwürdigen Zustände? Sicher nicht daher, daß bei uns die Velofahrer und Automobilisten rücksichtsloser und die Fußgänger undisziplinierter sind als in Amerika, England oder gar Frankreich. Das ganze Übel kommt daher, daß «der Verkehr an sich» vergottet, und jeder, der diesen flüssigen Verkehr hindert, als Störefried betrachtet wird.

Wo ein automatischer Stopverkehr existiert, sind die Signale oft so angebracht, daß sie nur der Automobilist richtig sehen kann. An Plätzen aber, wo verschiedene Straßen einmünden, nimmt der Verkehrspolizist in der Regel nur auf die Fahrzeuge Rücksicht, so daß oft eine halbe Stunde lang keine Pause entsteht, in der die Fußgänger die Straße überqueren können. Was in London an der Tagesordnung ist, daß für eine einzelne Frau mit einem kleinen Kinde der riesige Verkehr gestoppt wird, kommt bei uns nur selten vor.

Wohl gibt es zahlreiche Fußgängerstreifen. Aber die Priorität der Fußgänger auf diesen Streifen ist rein theoretisch. Der Fußgänger, der sich anmaßen würde, von seinem Recht Gebrauch zu machen, muß riskieren, angefahren, zum mindesten aber beschimpft zu werden.

Die Wurzel dieser ganzen unerfreulichen Situation liegt im Psychologischen. Behörden, Verkehrspolizisten, Fahrzeuglenker, ja die Fußgänger selbst finden es ganz selbstverständlich, daß eine große, teure, schnelle Maschine wichtiger ist als ein einzelner Mensch. Auch ein durchaus

demokratisch gesinnter Eidgenosse, der in einem 18-Zylinder-Hudson zum Kaffeejaß fährt, wäre ehrlich empört, wenn er wegen ein paar Fußgängern drei Minuten warten müßte. Nicht etwa, weil er sich über den Fußgänger erhaben dünkt, wie früher gewisse Patrizier in ihren Karossen, sondern weil auch er findet, die Maschine besitze mehr Recht als der Mensch.

Es gibt viele Menschen, die außerordentlich lärmempfindlich sind. Unsere Verkehrsordnungen nehmen auf sie wenig Rücksicht. Ist es nicht unbegreiflich, daß in einem Lande, wo die Zeiten, während denen man Teppiche klopfen darf, streng geregelt sind, und wo ein paar frohgelaunte Studenten, die nach abends 11 Uhr singend die Straßen durchwandern, wegen Ruhestörung auf den Polizeiposten geschleppt werden, Motorvelos mit ohrenbetäubendem Lärm, zum Teil sogar mit offenen Auspuffen, durch die Gassen unserer Städte und Dörfer rasen dürfen?

Die Erklärung ist immer die gleiche: Man getraut sich nicht, die Maschine in ihre Schranken zu weisen.

Stilblüten

« Daß die Konsumenten notgedrungen das Fleischessen während des Krieges mehr als erwünscht verlernten, kann man den Schweineproduzenten auch nicht in die Schuhe schieben. »

Aus einem der Presse zugestellten Exposé der Schweizerischen Genossenschaft für Schlachtvieh- und Fleischversorgung.

Gewiß, aber nachdem nun die Würfel schon einmal auf die schiefe Ebene gefallen sind, würde man vielleicht doch dadurch den Vogel auf den Kopf treffen, indem man den preislich davongelaufenen Schweinen keine Barrieren entgegenstemmt, sondern durch eine Reduktion der Fleischpreise einen diesbezüglichen Mehrkonsum in die Wege zu leiten versucht.

Die demokratische Mode

Diesen Sommer sah man viele junge Amerikaner mit den neuartigen Hemden, die über den Hosen getragen werden. Es ist anzunehmen, daß sich dieses praktische Kleidungsstück auch bei uns durchsetzt. Das ist höchst erfreulich. Interessanterweise ist aber die Hemdbluse, die von jenseits des Ozeans zu uns kommt, gar nicht neu, sondern uralt. Sie ist nichts anderes als eine Abwandlung unserer schweizerischen Hirtenbluse, wie sie bekanntlich schon Wilhelm Tell getragen hat.

Ich finde es eigentlich etwas beschämend, daß unsere jungen Leute es erst jetzt, wo die Yankees vorangegangen sind, wagen, ebenfalls in der modernen Hirtenbluse herumzugehen.

Daran ist das falsche schweizerische Modeideal schuld, das bei uns herrscht.



Amerikanisches Hemd, das über die Hosen getragen wird.



Schwyzer Bauer in dem traditionellen Hirtenhemd, das auch über die Hosen getragen wird.

(Foto: Schweiz. Trachtenvereinigung)

Immer noch ist der aus unsern undemokratischen Nachbarländern übernommene «bessere Herr» (le Monsieur très bien, der Gentleman) das Vorbild unserer Bekleidungsindustrie, ein Ideal, das für uns Demokraten so paßt wie eine Faust zum Auge.

Auch die amerikanische Frauenmode hat einen höchst erfreulichen Einfluß. Die Amerikanerinnen, die diesen Sommer durch unsere Straßen spazierten, erinnerten an italienische Bauernmädchen. Sie zeichnen sich durch die gleiche harmlose Farbenfreudigkeit aus und durch große Natürlichkeit. Diese jungen Frauen wollen keine Damen sein. Ihre Kleidung ist unreserviert, naiv. In ihnen kommt ein Lebensgefühl zum Ausdruck, das dem schweizerischen viel mehr entspricht als das aristokratische oder pseudo-aristokratische französische Modeideal. So haben sich früher «Mädchen aus dem Volk» angezogen.

Es scheint mir deshalb nicht unwahrscheinlich, daß, entgegen allen Behauptungen von Fachleuten, das Zentrum der Weltmode mit der Zeit von Frankreich nach den Vereinigten Staaten hinüberwechselt. Die französische Haute Couture ist exklusiv. Ihr Höhepunkt war im 18. Jahrhundert, als sie für eine sehr kultivierte und standesbewußte Aristokratie arbeitete. Später, im 19. Jahrhundert, trat dann an die Stelle der Geburts- die Geldaristokratie; die Exklusivität aber blieb erhalten.



Der «bessere Herr», immer noch das Modeideal der europäischen Männerwelt. (Ausschnitt aus einer Kitschkarte vor dem 1. Weltkrieg.)

Was die Welt aber heute braucht, ist eine freiere, freundlichere, demokratischere Mode. Und dafür ist unsere große Schwester-Republik jenseits des Meeres ein besserer soziologischer Nährboden als Paris.

Da mußte ich lachen

Unfall eines Polizei-Motorbootes

△ Am Donnerstag, dem 28. Juli, um 19 Uhr, wurde auf der Höhe der «Fischstube», ungefähr 200 Meter vom Ufer entfernt, das Dienst-Motorboot Z 12 der Stadtpolizei Zürich vom Kursschiff der Zürcher Dampfbootgesellschaft «Stadt Zürich» gerammt. Das Boot sank in kurzer Zeit unter. Die beiden Polizeimänner konnten sich durch Schwimmen retten. Das untergegangene Boot ist versichert.

An der Presseorientierung verlas Polizeikommissär Dr. Stocker den von einem der an der Unglücksfahrt beteiligten Polizisten verfaßten Bericht, der den Hergang ausführlich schildert. Wie üblich hatte am frühen Morgen des Donnerstags das mit einem Benzinmotor ausgerüstete 300 PS starke Motorboot Z 12 seinen Dienst aufgenommen. Ungefähr um 19 Uhr befand es sich in Bereitschaft auf der Höhe des Utoquais, als die beiden Insassen von Zollikon her das Kursschiff «Stadt Zürich» sich dem untern Seebecken nähern sahen. Da sich um diese Zeit viele Kleinboote auf dem See befanden, schickten sich die beiden Polizisten an, dem Dampfschiff den Kurs frei zu geben und nahmen daher Richtung gegen die «Fischstube».

Das Boot lief mit 500 bis 600 Touren, was ungefähr 20 bis 25 Stundenkilometern gleichkommt, gegen den Dampfer zu. Vor dem Zürichhorn bemerkte einer der Insassen ein Ruderboot, das er aus dem Kurs, d. h. gegen die Seemitte zu wies. Dabei kam das Motorboot 60 bis 70 Meter seitlich vor den Dampfer zu liegen. Es setzte nun eine Linkskurve an, um dem immer näher kommenden Dampfschiff vorfahren zu können. Bei diesem Manöver legte sich das Boot ruckartig zuerst nach links in die Kurve, dann ganz plötzlich und unerwartet nach rechts und geriet so in einen rechten Winkel zum heranziehenden Dampferboot. Gleichzeitig gab der Lenker das zu diesem Zweck nötige Gas, so daß die Geschwindigkeit in diesem Augenblick rund 40 bis 50 Kilometer betrug. Beim Versuch, vor dem Bug des großen Schiffes abzusteuern, mußte der Polizeimann die Entdeckung machen, daß das Steuer — aus bis jetzt noch unabgeklärter Ursache — leer ging, also nicht betätigt werden konnte. Das Polizeiboot wurde in der vordern Mitte vom Bug des Dampfers erfaßt, wobei die ganze Bootwand eingedrückt wurde. Durch den Anprall flog der eine Mitfahrer an seinem Kollegen vorbei nach vorn. Sofort nach dem Zusammenstoß füllte sich das Boot mit Wasser und sank. Die beiden Schiffbrüchigen erreichten schwimmend ein Ruderboot, das sie aufnahm und ans Land brachte.

Später wurden einige auf dem See schwimmende Gegenstände aufgefischt. Alles übrige ist verloren. Das Boot liegt in einer Tiefe von ungefähr zwanzig Metern und rund 200 Meter vom Ufer entfernt. Einige Augenzeugen behaupteten nachträglich, das Motorboot sei «irrsinnig» ge-

fahren. Sie hatten jedoch nur die letzte Phase des ganzen Hergangs beobachtet; tatsächlich mußte das Boot beim Versuch, sich vor dem Dampfer retten zu können, in diesem Augenblick Vollgas geben, doch dieser Maßnahme war leider der Erfolg versagt. «NZZ», 29. Juli 1949.

Natürlich tut mir die Versicherungsgesellschaft, die den Schaden zu tragen hat, leid. Aber dennoch bereitete mir diese Meldung eine vergnügte Viertelstunde. Ich stellte mir vor, wie das Communiqué gelaftet hätte, wenn ein privates Motorboot mit einem Dampfschiff zusammengestoßen wäre! Zweifellos hätte die Stadtpolizei daraus den Schluß gezogen, der Verkehr auf dem Zürichsee sei bereits so gefährlich, daß es nötig sei, ein zweites Polizeiboot anzuschaffen.

Ich mag den Polizisten das Schiffli-fahren gewiß gönnen, aber dennoch gehöre ich zu jenen Zürchern, die das schmissige, teure Polizeiboot immer mit Dégoût betrachteten.

Ach, was waren das für herrliche Zeiten, als der Zürichsee noch ein See war, und nicht ein domestizierter Teich! Damals, als ich als Bub am Seeufer wohnte, war der See noch, wie die Berge, ein Hort der Freiheit, wo man mehr oder weniger tun und lassen konnte, was man wollte. Mit tiefer Verachtung schauten wir auf die Unglücklichen herab, die in gemieteten Ruderschiffen umherpaddelten, in Booten, die eine Nummer trugen, wie die Sträflinge der in den in Nick-Carter-Büchern beschriebenen amerikanischen Gefängnisse.

Diese goldenen Zeiten sind schon lange entchwunden. Heute muß jedes Ruderboot registriert und numeriert sein — warum, weiß kein Mensch —, und ein rasiges Polizeiboot saust auf Kosten der Steuerzahler auf dem untern Seebecken umher, gibt unnötige Anweisungen und wacht streng darüber, daß sich nicht ein Liebespaar auf dem Boden eines Schiffleins umschlingt oder gar jemand die unmoralische Handlung begeht, außerhalb einer Kabine in die Badehose zu schlüpfen.

Dank den Kritikern

von

ERIK BOHNY



*Es war einmal ein armer Maler und
er malte alles lyrisch, weich und rund.
Die Kritiker, bekanntlich überweise,
die brachten seine Art aus dem Geleise.
Sie schrieben eifrig: «Man muß eckig malen
in diesen Zeiten, hart und voller Qualen!»
Und weil dem armen Maler es ging dreckig
malt' er um Friedens Willen alles eckig.
Die Kritiker verstanden keine Späße
und sandten neue Weisheit durch die Presse:
«Dynamisch ist die Zeit und in Spiralen
muß, wer die Zeit versteht, in Zukunft malen.»
Der arme Maler war jetzt wirklich froh
und malte selbstverständlich nur noch so,
«denn», sagte er, zu innerst zwar zerrissen,
«der Kritiker wird's immer besser wissen!»
So jagten sie mit immer neuen Normen
den armen Künstler durch die meisten Formen.
Wie aber auch und innig sein Gestalten
sie kritisierten, was das Zeug kann halten,
bewiesen, wie man malen muß, mit Zahlen.
Der Maler kam kaum nach mit anders malen!
Da endlich ward sein armes Hirn verrückt.
Man stellte alles aus, — die Kritiker entzückt,
verkündeten nun laut und unverblümt,
jetzt sei er Meister — jetzt sei er berühmt.
Und kurz, nachdem der arme Kerl gestorben,
ward seine Kunst zu hohem Preis erworben.*

Aus den «Mitteilungen der Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten».